

# „Es ging schwer, aber es mußte sein“: Krisenbewältigung von Angehörigen der deutschen Minderheit in Masuren nach 1945

von Ulrich Mai

Die allgemeine Politisierung des öffentlichen Diskurses über den Verlust der ehemaligen deutschen Ostprovinzen ging über das Schicksal der nach Flucht und Vertreibung zurückgebliebenen Deutschen hinweg. Dies gilt grundsätzlich auch für die wissenschaftliche Diskussion. Obwohl die Umstände von Flucht und Vertreibung des allergrößten Teiles der deutschen Bevölkerung aus Ostpreußen, Pommern und Schlesien gut dokumentiert sind,<sup>1</sup> fehlt es bis heute an empirischen Untersuchungen über die Lebenssituation der in ihrer Heimat zurückgebliebenen Deutschen.<sup>2</sup> Dies hat seine guten bzw. schlechten Gründe im Kalten Krieg, der jedes Forschungsinteresse an diesem Thema – auf beiden Seiten – dem Ideologieverdacht aussetzte, zumal eine deutsche Minderheit in Polen offiziell gar nicht existierte, und auch nach der politischen Wende verhinderte, zumindest in Deutschland, die Eigendynamik etablierter Forschungsgegenstände eine Umorientierung auf das angesprochene Problem. Dabei ist in den deutschen Sozialwissenschaften ein breites Interesse an durchaus

---

<sup>1</sup> Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ostmitteleuropa, hrsg. v. Bundesministerium für Vertriebene, Bonn 1953.

<sup>2</sup> Eine rühmliche Ausnahme ist hier die Untersuchung von Andrzej Sakson (Mazury – Społeczność pogranicza [Die Masuren – die Gesellschaft eines Grenzgebietes]. Poznań 1990 [Ziemie zachodnie – Studia i materiały. 15]), in der Leid und Diskriminierung auch der einheimischen Bevölkerung Berücksichtigung finden. – Im folgenden soll, anders als in der polnischen Diskussion normalerweise, nicht zwischen Deutschen und Masuren unterschieden werden. Nach der offiziellen polnischen Sprachregelung waren Masuren, der größte Teil der Landbevölkerung also, zwangsgermanisierte Polen, deren Vorfahren seit dem Mittelalter vor allem aus Masowien eingewandert waren und bis in dieses Jahrhundert – trotz protestantischer Religion und des unstrittigen Einflusses des preußischen Schulwesens – alte slawische Sitten und Gebräuche, auch das Masurische als polnischen Dialekt, beibehalten hatten. Die massenweise Aussiedlung auch der masurischen Landbevölkerung aufgrund freier Entscheidung nach Deutschland und ihre, nicht zuletzt unter dem Eindruck ihrer Diskriminierung als Deutsche im Alltag, klare Selbstdefinition als Deutsche legen allerdings den Verzicht auf eine solche Unterscheidung zwischen Masuren und Deutschen nahe: Ethnische Identität als soziale Konstruktion folgt eben nicht immer der vermeintlichen Logik historisch verbrieftener Genealogie, sondern ist in ihrer empirischen Qualität eher der Dynamik und Evidenz aktueller Lebenslagen unterworfen. Vgl. dazu auch Leszek Belzyt, Zur Frage des nationalen Bewußtseins der Masuren im 19. und 20. Jahrhundert, in: Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung 45 (1996), S. 35-71; Bernd Martin, Masuren – Mythos und Geschichte. Karlsruhe 1998 (Herrenalber Forum. 22).

ähnlichen Fragen, nämlich der Ethnizität, Fremdheitswahrnehmung und Migrationserfahrung, wohl wegen offensichtlicher Konfliktlagen von Rassismus und Fremdenfeindlichkeit nach der Wiedervereinigung, unübersehbar. Jedenfalls ist bis heute die eigentümliche historische Kontinuität des öffentlichen und wissenschaftlichen Desinteresses an Masuren zu vermerken, und nicht von ungefähr werden hierzulande des öfteren Forschungsergebnisse aus Masuren wie aus einer fernen Stammeskultur aufgenommen und diskutiert.

Im folgenden soll also vor allem der Frage nachgegangen werden, wie die Angehörigen der deutschen Minderheit in Masuren nach dem Krieg Fremdheitserfahrungen verarbeitet haben, mit welchen Krisenbewältigungsstrategien sie darauf reagiert haben, schließlich, wie heute individuelle Lebensläufe in der Retrospektive beurteilt werden, abschließend aber auch, welche Perspektiven für die Zukunft vorherrschen. Bei aller Unterschiedlichkeit der Lebensläufe von Deutschen in Masuren sollen Elemente herausgefiltert werden, die das Typische der Krisenbewältigung unter den spezifischen Rahmenbedingungen dörflichen Lebens der Nachkriegszeit ausmachen. In diesem Zusammenhang ist zu beachten, daß die Interviewpartner, die über eigene Erfahrungen mit dem Kriegsende und der ersten Nachkriegszeit berichten konnten, heute mindestens 60 Jahre alt sind. Ihnen gelten die hier gemachten Aussagen. Dies ist auch deshalb zu betonen, weil der jüngeren, in der polnischen Gesellschaft aufgewachsenen Generation, soweit sie sich überhaupt noch zur deutschen Minderheit rechnet, gerade die traumatischen Erfahrungen des Kriegsendes und der ersten Zeit danach fehlen und infolgedessen die Fremdheitserfahrungen der Eltern nur schwer nachvollziehbar sind.

### **1945: Der Zusammenbruch ländlicher Lebenswelt**

Dörfliche Lebensläufe hatten auch in Masuren bis zum Zweiten Weltkrieg ein für heutige Vorstellungen ungewöhnliches Maß an Berechenbarkeit und Stabilität. Trotz gelegentlicher familiärer oder individueller Katastrophen wie Tod, Krankheit, Arbeitslosigkeit, Arbeitsunfähigkeit oder Scheidung verlief das Leben des einzelnen in den unstrittigen Bahnen, die von den Notwendigkeiten landwirtschaftlicher Produktion, den wenigen an ihr orientierten Handwerksbetrieben und den strikten Traditionen sozialen Umgangs und religiöser Verrichtungen vorgegeben waren. Zeitliche Veränderungen waren geprägt vom saisonalen Rhythmus der Landwirtschaft, daneben von den biologischen Übergängen wie Taufe, Schule, Konfirmation, Heirat, Verrichtung und Tod. In den geschlossenen Hori-

zonten dörflichen Lebens blieb das Fremde eher kurios und überschaubar, jedenfalls zu bewältigen, so das Stadtleben, in das man etwa auf Marktbesuchen und Einkäufen einen Einblick bekam, und der Militärdienst. Auch die Arbeitsmigration in die städtischen und industriellen Ballungsräume hinterließ angesichts des geringen Umfanges der Rückwanderung keine wesentlichen Spuren im Leben der masurischen Dörfer, sozialer Aufstieg blieb prinzipiell jenseits erreichbarer Lebensziele.

Dennoch hatte nationale, erst recht die nationalsozialistische Propaganda dafür gesorgt, daß es ein klares, wenn auch bedrohliches Bild vom Fremden gab. Vor allem wurden die Ängste vor den Fremden jenseits der nahen Grenze, den Russen und Polen, geschürt und instrumentalisiert. Dies fiel allerdings nach dem Einfall der Russen 1914, zu Beginn des Ersten Weltkrieges, der siegreichen Schlacht von Tannenberg noch im selben Jahr und dem überwältigenden Ergebnis der Volksabstimmung von 1920 über den Verbleib Masurens im Deutschen Reich relativ leicht, als die nationalistische Gesinnung hochschlug und Nationalismus mit Heimmattreue gleichgesetzt wurde: Das Bekenntnis zum Reich war damit nicht nur ein Treueschwur auf die engen dörflichen Lebensverhältnisse, sondern auch die fatale Identifikation des Fremden, Bösen mit dem „Un-Deutschen“ jenseits der nahen Grenze. Ebendies waren die historisch angelegten Einstellungen, noch verschärft durch die ideologische Fanatisierung des Zweiten Weltkrieges, der auf deutscher Seite erklärtermaßen gegen den „slawischen Untermenschen“ geführt wurde, mit denen die Wahrnehmung von Fremden, also von Sowjets, Ukrainern und Polen, nach dem Ende des Krieges stattfand.

Tatsächlich waren die Erfahrungen derjenigen, denen die Flucht vor der Roten Armee im Januar und Februar 1945 nicht rechtzeitig gelungen war, meist furchtbar und schienen die von den Nazis zuvor geschürten kollektiven Ängste zu bestätigen. An dieser Stelle kann es freilich nicht darum gehen, über Qualität und Einzelheiten gewalttätiger Übergriffe gegen die zurückgebliebene deutsche Bevölkerung detailliert zu berichten. Wichtiger ist hier vielmehr die subjektive Erinnerung der Geschehnisse aus der heutigen Perspektive und deren Bewertung im Zusammenhang der bisherigen Lebensgeschichte.

In den geführten Interviews<sup>3</sup> über die erste Zeit nach den Kampfhandlungen bis zum Sommer 1945 war die Rede von der Ermordung älterer

---

<sup>3</sup> Die Daten wurden während ethnographisch orientierter Feldforschungen im Rahmen des von der VW-Stiftung finanzierten deutsch-polnischen Forschungsprojektes „Die soziale Konstruktion von Heimat: Symbolische Aneignung und interethnische Beziehungen im ländlichen Masuren“ in den Sommermonaten 1995–1997 zusammengetragen. Die Feldforschungen wurden in verschiedenen Dörfern in der

Familienangehöriger, von der Vergewaltigung von Frauen und Mädchen, von der Deportation von Frauen und älteren Männern nach Sibirien,<sup>4</sup> die kaum je zurückkamen, nicht zuletzt von der völlig willkürlichen Ausraubung der Höfe mit dem Verlust der für den langen masurischen Winter konservierten Lebensmittel, von Möbeln und anderem Hausrat, viel schlimmer, fast des gesamten landwirtschaftlichen Gerätes, von Rind- und Federvieh. Was die Sowjets an Brauchbarem zurückließen, raubten dann oft, in der anarchischen Zeit bis zur Etablierung der polnischen Administration, polnische Banden (sog. *szabrownicy*).<sup>5</sup>

Noch heute, nach über 50 Jahren, sind autobiographische Berichte über jene Zeit mit offensichtlicher emotionaler Belastung für fast alle Interviewpartner verbunden: Der Redefluß ist deutlich stockender als sonst, manche Schilderungen werden wegen nicht zumutbarer Belastung abgebrochen, häufig sind die Berichtenden den Tränen nahe oder weinen. Dabei hat die Emotionalität der Berichte kaum mit erkennbarer moralischer Empörung oder gar Haß gegenüber den sowjetischen Soldaten zu tun, eher mit der Erinnerung an ein in der jeweiligen Lebensgeschichte wohl einmaliges und traumatisierendes Maß an Ohnmacht und Ausgeliefertsein. Vieles spricht dafür, daß auch dort, wo Übergriffe der schlimmsten Art keine persönliche Grunderfahrung von Kindheit war, im kollektiven Gedächtnis der Deutschen die Erinnerung an jene Zeit eine wichtige Rolle spielt. Jedenfalls sind Ohnmacht und so empfundene Opferrolle heute integraler Bestandteil kollektiver Identität der älteren Generation der deutschen Minderheit in Masuren.

In den Interviews wird vor allem von den unendlichen Mühen berichtet, das schiere Überleben zu sichern. Die Väter waren, wenn sie nicht im Krieg gefallen waren, in den ersten Jahren nach dem Krieg in Gefangenschaft oder im Westen und wagten wegen der unsicheren Verhältnisse nicht die Heimkehr. So mußten in dieser männerlosen dörflichen Restge-

---

Nähe von Mrągowo/Sensburg durchgeführt. Dies ist auch deshalb erwähnenswert, da große Teile der Bevölkerung des ehemaligen Kreises Sensburg, wie auch der Kreise Allenstein, Ortelsburg und Johannisburg, wegen des Frontverlaufes bei Kriegsende zunächst der Vertreibung entgingen. Aus diesem Grund wurde im Kreis Sensburg noch für 1955 eine mehrheitlich deutsche bzw. einheimische Bevölkerung festgestellt. Die Lebenssituation der in diesen Gebieten zurückgebliebenen Deutschen unterschied sich deshalb ganz wesentlich von der in anderen Teilen Masurens, wo nach Kriegsende nur noch ein verschwindend geringer Teil der deutschen Bevölkerung zurückgeblieben war. Die hier vorgestellten empirischen Untersuchungsergebnisse sind also nur bedingt für Masuren insgesamt generalisierbar. Vgl. auch Rudolf Neumann, Ostpreussen 1945–1955. Ostdeutschland unter fremder Verwaltung 1945–1955. Bd. 1, Frankfurt a.M. 1955.

<sup>4</sup> Zum Schicksal deportierter deutscher Frauen vgl. Freya Klier, *Verschleppt ans Ende der Welt: Schicksale deutscher Frauen in sowjetischen Arbeitslagern*. Berlin 1998.

<sup>5</sup> Belzyt, *Zur Frage* (wie Anm. 2), S. 49.

sellschaft auf allen Höfen die Kinder schon sehr früh ihren Beitrag zum Überleben leisten. In gar nicht seltenen Fällen mußten Kinder von neun oder zehn Jahren der Mutter bei der Bestellung des Feldes helfen. Da wichtiges landwirtschaftliches Gerät und Zugtiere geraubt waren, blieb dafür nur der Spaten, wie überhaupt der Spaten zum Allerweltsgerät wurde, zum Symbol schlimmer körperlicher und seelischer Plackerei in den ersten Jahren nach dem Krieg.

Na, das war ja das erste Jahr, da lebten – Mit dem Spaten janz umjebraben der Kartoffelfeld, daß was eigenes, daß wir was zum Essen hatten, gerade bloß ... (Landwirt P., 1945 12 Jahre)<sup>6</sup>

Wie die Landwirtschaft in jener Zeit praktisch auf die reine Subsistenzproduktion, auf die Eigenversorgung mit Nahrungsmitteln auf niedrigem Niveau und geringster Fläche, reduziert war, war auch das Leben der Dorfbevölkerung zurückgeworfen auf elementare Verrichtungen und Funktionen, die primär der Existenzsicherung dienten. Der Rückgriff auf die Arbeitskraft von Kindern und Jugendlichen war im übrigen nicht nur ein ökonomisches Problem: Er spiegelt den frühen Verlust von Kindheit, zumal notgedrungen vor allem die Jungen in die Rolle des Vaterersatzes gestoßen wurden, mit der sie seelisch völlig überfordert waren.

Im übrigen signalisiert die in den autobiographischen Berichten durchaus häufig benutzte Formulierung vom „ersten Jahr“ bzw. den „ersten Jahren“ den völligen Neubeginn mit dem Kriegsende, den eklatanten Bruch in den jeweiligen Lebensgeschichten, mit dem unter Entwertung bisheriger Lebenserfahrung Erwachsene, Jugendliche und Kinder gleichsam in ein neues biographisches Projekt gestoßen wurden.

Wohl noch schlimmer war das Schicksal von Waisenkindern. Nach den Wirren des Kriegsendes waren viele Kinder elternlos und wurden in städtischen Waisenheimen zusammengefaßt. Zu ihnen gehörte auch R., 1945 10 Jahre alt, heute Frührentner. Er berichtet von seiner Angst vor Gewalt und Mißbrauch durch sowjetische Soldaten, dann von der Trauer, als die zurückgebliebenen deutschen Diakonissen, die bis zum Sommer 1945 das Waisenhaus geleitet hatten, ausgewiesen wurden, auch von den Anpassungsschwierigkeiten nach der Übergabe an die polnische Verwaltung:

... und da ham uns Zivilisten übernommen ... Weißt Du, wir mußten beten polnisch. Aber wir verstanden kein Wort, ja. So-

---

<sup>6</sup> Alle Namen von Interviewpartnern sind anonymisiert.

gar noch katholisch, nich, verstehste mich, morgens, mittags und abends.

Die Verbindung von polnischer Sprache und katholischer Religion signalisiert ein Höchstmaß an Fremdheit und also auch Unverständlichkeit, noch gesteigert durch den Zwang zur Teilnahme am (zumal ungewohnt häufigen) Gebet in der fremden Sprache. Die kognitiven Schwierigkeiten mit der neuen Sprache haben im übrigen fast alle zurückgebliebenen Deutschen nach Kriegsende geteilt, nur manche der älteren Generation hatten hinreichende Sprachkenntnisse aus dem Masurischen, um sich mit Polen verständigen zu können. Verletzender war aber wohl auch hier das Gefühl der Ohnmacht gegenüber den Fremden. So berichtet R. von der harten Arbeit, die die (in der Mehrheit deutschen) Waisenkinder verrichten mußten:

Man mußte alles tun. Wir mußten alles tun. Wir (im Heim; U. M.) hatten Schwein, wir hatten Kühe, wir hatten Garten, wir hatten, äh, – Damals gab's ja Steinkohle nachem Krieg auch nich so. Da hatten alles Holz sägen, alles, und sogar Jauche mußten wir aus Gulli, weißt Du, ... Ach, und was nicht, mußten wir alles machen, nich. Daß wir die Ruhe hatten. Angst hat man auch immer gehabt, ne. Weil man immer so traurig war gewesen, nich, sind manche in Wald gelaufen, den ganzen Tag oder so, daß die Ruhe man hatte, und dann abends wieder zurück, in das Waisenhaus, ne. Und Mangel mit dem Essen, war gewesen, ganz mangelhaft.

Noch heute sind die Erinnerungen an jene Zeit der Erniedrigung und Verletzung durch empfundene Maßlosigkeit übertragener harter und schmutziger Erwachsenenarbeit (Jaucheschöpfen) durchaus lebendig, ebenso an die Zeit erschütternder Hilflosigkeit, als die Kinder in einer Mischung aus Angst und Trauer nur noch im Wald Schutz und Zuflucht finden konnten, da die Erwachsenenwelt versagte. Und auch das mangelhafte Essen im Waisenhaus signalisiert Vernachlässigung und Verweigerung menschlicher Zuwendung. Aufschlußreich ist nun, daß die meisten Interviewpartner bzw. -partnerinnen einen klaren Zusammenhang zwischen dem damals empfundenen Elend und ihrer Zugehörigkeit zum deutschen Bevölkerungsteil sehen, zumal sie zumindest in der ersten Zeit häufigen Beschimpfungen als Deutsche ausgesetzt waren:

Die ham, die ham auf uns geschunden, ham auf uns jesagt, jesagt, ihr seid Deutsche, Deutsche, Deutsche, Deutsche! (Rentner R., 1945 10 Jahre)

Gleichzeitig machten sie die Erfahrung, hier auch einen Teil elterlicher Schuld, Last und eben auch Bestrafung tragen zu müssen, zudem für historische und politische Ereignisse, deren Zusammenhänge sie wegen ihres Alters damals kaum verstehen konnten:

Und wenn nun die Sieger kommen, denn warn wir die Besiegten. So hat es ausgesehen. Sie, die fühlten sich ja als Kriegsgewinner, und wir warn die Schuldigen. Und denn kommt so Verschiedenes auf einen zu. Das is, das is schon mal so, ne. (Landwirt A., 1945 12 Jahre)

Das Kriegsende und die Wirren danach brachten der deutschen Landbevölkerung in Masuren also nicht einfach den Verlust alter lebensweltlicher Gewißheiten, wie es sie in anderen Landschaften, über die der Krieg hinwegging, auch gegeben hat. Für alle Zurückgebliebenen brach die im bisherigen Prozeß der Sozialisation erworbene Welt normativer Orientierungen, von Urvertrauen in die alte Kontinuität ländlicher sozialer Beziehungen, in die Plausibilität von Lebensentwürfen und die Adäquatheit des entwickelten Selbstbildes, weitgehend zusammen. Die Folge war gerade in der jungen Generation eine vehemente Erschütterung der Persönlichkeit, die sich nicht nur den evidenten Widersprüchen zwischen erlerntem Selbstbild und erlittenem Feindbild der neuen Nachbarn schutzlos ausgesetzt sah, sondern mit deren Schuldzuweisungen, natürlich auch den innerfamilialen Rollenzuweisungen, völlig überfordert war.

Das frühe Ende der Kindheit bedeutete für die hier fragliche Alterskohorte bei Kriegsende trotz der Übernahme von Erwachsenenrollen noch lange keine Eröffnung neuer Lebensperspektiven. Ganz im Gegenteil: Mit der Enteignung, zumindest Entwertung der biographischen Vergangenheit ging der Verlust der alten dörflichen Fähigkeit einher, die „eigene Situation in ihrem zeitlichen Verbund von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu lokalisieren“<sup>7</sup> und also auch auf dieser Grundlage Lebensentwürfe für die Zukunft zu entwickeln.<sup>8</sup> Die Orientierungslosigkeit durch die Störung des Zeitbezuges wurde eher noch verstärkt durch das zunächst fast völlige Fehlen von Kompetenzen und Erfahrungen im Umgang mit den Fremden. Eine Situation, in der sie sich selbst gar in der

---

<sup>7</sup> Bruno Hildenbrand, *Alltag und Krankheit: Ethnographie einer Familie*. Stuttgart 1983, S. 25.

<sup>8</sup> Über den Zusammenhang von biographischer Kontinuität und Ich-Identität vgl. auch – in Anlehnung an Alfred Schütz – Armin Nassehi, Georg Weber, *Zu einer Theorie biographischer Identität. Epistemologische und systemtheoretische Argumente*, in: *Bios* (1991), S. 153-187, hier S. 158f.

Rolle des machtlosen Fremden in der eigenen Heimat wiederfanden, der auf guten Willen, Toleranz und Verständigungsbereitschaft der neuen Nachbarn angewiesen war, überforderte offenbar die meisten – und war im kollektiv geteilten Bild ländlicher Ordnung selbstverständlich auch gar nicht vorgesehen.

Erfahrungen, die im Sinne von Handlungsressourcen zur „Konstruktion des zukünftigen biographischen Projektes“ verwendet werden konnten, waren jedenfalls unter diesen Umständen nicht vorhanden.<sup>9</sup> Also war Lebensplanung angesichts fehlender Gewißheiten prekär, und selbst wo die Angehörigen der deutschen Minderheit noch auf ihren alten Höfen waren, war doch angesichts unklarer rechtlicher und politischer Entwicklungen unsicher, ob dies so bleiben würde. Auch die Familie, die bis dahin ein Höchstmaß an emotionaler Sicherheit und normativer Kontinuität gewährleistet hatte, bot unter den gegebenen Umständen nur bedingt Unterstützung: Legten die Aktivitäten vergangener Familiengenerationen mit ihren hinterlassenen Ressourcen an akkumuliertem kulturellen, sozialen und ökonomischen Ausgangskapital den Platz des Individuums in der dörflichen Gesellschaft weitgehend fest,<sup>10</sup> so war das ökonomische und erst recht symbolische Kapital unter den völlig veränderten politischen und kulturellen Verhältnissen enteignet, entwertet oder zumindest strittig, die Position in der neuen Gesellschaft, die sich ja erst formieren mußte, höchst ungeklärt. Hinzu kam, daß sich die Perspektive einer potentiellen Aussiedlung nach Deutschland eher hinderlich auf die Ernsthaftigkeit einer Lebensplanung in der Heimat auswirken mußte.

Allerdings ist bei der Beurteilung der Rahmenbedingungen für die Neuorientierung von Lebensentwürfen der Deutschen nach dem Krieg auch zu berücksichtigen, daß sich die hier fragliche Bevölkerungsgruppe in der ersten Nachkriegszeit in einem Alter befand, in dem normalerweise eine Ablösung von der Familie und zunehmend eine Öffnung für das „Fremde“, d.h. Gesellschaft und Kultur außerhalb der Familie, stattfindet.<sup>11</sup> Entwicklungspsychologisch also waren die Voraussetzungen für Neugier und Interesse an den neuen kulturellen Verhältnissen nicht ungünstig, und tatsächlich spricht einiges dafür, daß sich noch am ehesten Angehörige dieser Generation von Deutschen mit aktiven Krisenbewältigungsstrategien nicht nur der Fremde gestellt haben, sondern heute ge-

---

<sup>9</sup> Erika M. Hoerning, Erfahrungen als biographische Ressourcen, in: Biographisches Wissen: Beiträge zu einer These lebensgeschichtlicher Erfahrung, hrsg. v. P. Alheit u. E.M. Hoerning, Frankfurt/New York 1989, S. 103-143, hier S. 153.

<sup>10</sup> Ebenda, S. 157.

<sup>11</sup> Mario Erdheim, Das Eigene und das Fremde. Über ethnische Identität, in: Psyche 46 (1992), H. 2, S. 730-744.



achtete und integrierte Mitglieder der neuen dörflichen Gesellschaft in Polen sind.<sup>12</sup>

## **Krisenbewältigung**

Natürlich erhebt sich die Frage, wie die damals junge Generation von Deutschen auf die hier nur in Grundzügen geschilderten Krisenerfahrungen reagiert hat. Hier soll selbstverständlich nicht der Versuch unternommen werden, das Maß der Krise kleinzureden. Aber selten sind Menschen nur Opfer oder Spielball von Krisen und Katastrophen, vielmehr mobilisieren sie, wenn sie nicht unter der psychischen Belastung zerbrechen oder sich etwa durch Abwanderung verweigern, je nach Persönlichkeitsstruktur und soziokulturellen Tugenden und Kompetenzen oft ungeahnte Fähigkeiten, um die Auswirkungen der Krise zumindest zu mildern.

Tatsächlich gibt es zahlreiche Hinweise, daß selbst in der schwierigen Zeit der sowjetischen Besetzung, bei aller Angst und Ohnmacht, durchaus rationale Krisenbewältigungsstrategien existierten, auch wenn diese nicht immer erfolgreich waren. So gab es ausgeklügelte Verstecke für Mädchen und Frauen, vor allem für die Zeit, in denen man sowjetische Streifen in der Gegend wußte. Eine gewisse Genugtuung kommt manchmal auf, wenn geschildert wird, mit welcher Kreativität und Phantasie Lebensmittel dem Zugriff von Soldaten und anderen Plünderern entzogen wurden. Mit Heiterkeit gar sind manchmal Berichte über versteckte Hühner unterlegt, in einem Fall sogar über eine Milchkuh, und über die verzweifelten Bemühungen, diese am Gackern bzw. Muhen zu hindern. Die Ausführlichkeit der Berichterstattung über die kleinen Erfolge im Widerstand gegen die alltägliche Ohnmacht läßt vermuten, daß diese Anekdoten heute fester Bestandteil von Familienmythen geworden sind, ähnlich jenen über das Schwarzschlachten im Deutschland der Nachkriegszeit. Überhaupt hing die Überlebensfähigkeit des einzelnen von der Solidarität innerhalb der (Rest-)Familie ab, zumal durch Flucht und Vertreibung die alte dörfliche Solidargemeinschaft praktisch aufgelöst worden war und selbst in den Dörfern, die bis in die 50er Jahre eine deutsche

---

<sup>12</sup> Natürlich ist nicht zu übersehen, daß die Mehrheit auch dieser Generation ihre masureische Heimat verlassen hat. Offensichtlich waren die Voraussetzungen und Rahmenbedingungen für eine Ermutigung zu Neugier und Interesse an den fremden Lebensverhältnissen zu ungünstig. Gemeint ist das kaum zu entwirrende Geflecht von erfahrener ethnischer Diskriminierung, nachwirkender nationalistischer Gesinnung, natürlich auch die schwierige ökonomische Lage und die mit einer Aussiedlung nach Deutschland verbundenen Prosperitätserwartungen.

Mehrheit hatten, offene Formen der Solidarisierung unter den Einheimischen den Argwohn der polnischen Verwaltung auf sich zogen.

Häufig wurden Konflikte durch den Gebrauch der deutschen Sprache ausgelöst. Offiziell war die Benutzung der deutschen Sprache verboten, selbst wo dies die Muttersprache war. Dies konnte naturgemäß im Familienalltag kaum kontrolliert werden, aber selbst in den Dörfern mit deutscher Mehrheit gab die Benutzung des Deutschen in der Öffentlichkeit, so im Geschäft oder beim polnischen Bürgermeister, immer wieder Anlaß für Anfeindungen. Die Mehrheit der Deutschen, die ohne jede Kenntnis des Polnischen waren, waren diesen Anfeindungen anfangs schutzlos ausgesetzt. Es spricht aber manches dafür, daß sich einige durchaus gegen diese „Zumutung“ zu wehren wußten:<sup>13</sup>

Na klar, war ja deutsche Sprache eigentlich verboten, war damals, nich, war verboten. Aber wenn ich hier oder hier den Kaufladen kam oder was, ne, wir trafen uns, ich hab NIE, die hatten das „Angst“ [leise; U. M.] – „sei du bloß, du, sprich du doch nich hier deutsch“ [leise], wern dich doch mal einsperren dafür. Immer, wenn wir uns trafen, wir ham, ich hab doch immer gleich deutsch [lacht] jeschnattert. Ach was, hier, hier wird deutsch jesprochen. Ich sach, sprich doch du deutsch! (Landwirtin W., heute Rentnerin, 82 Jahre)

Trotz aller Erfolge in der Bewältigung der Krisenjahre nach dem Krieg bleibt die Beurteilung jener Zeit aus der heutigen Sicht einhellig. Verhaltenszumutungen, Demütigungen, Opfer und Entbehrungen erreichten ein damals kaum vorstellbares Maß:

Nachem Krieg war schwer, sehr schwer ... von klein an, von klein an mußte ich, war schwer, schwer, viel, (-) schwer gearbeitet ... Vieles Mal hat man, (-) äh, (-) äh, das Stückchen Brot mit Tränen gegessen. Aber immer hat meine Omi gesagt, so: „wenn auch die letzte Hoffnung bricht, verzage nicht“. (Landwirtin O., 56 Jahre, damals allein auf dem Hof mit ihrer Großmutter)

---

<sup>13</sup> Belzyt, Zur Frage (wie Anm. 2), S. 50f., nennt verschiedene Formen des Widerstandes durch Masuren bzw. Angehörige der deutschen Minderheit, so den lauten und provozierenden Gebrauch der deutschen Sprache auf der Straße, die Verweigerung der „Verifikation“ als Pole bzw. das Beharren auf der deutschen Staatsangehörigkeit, das hartnäckige Stellen von Ausreiseträgern, schließlich auch den Rückzug in Waldverstecke.

Alles mußte man ja abgeben (Naturalabgaben an den Staat; U. M.), und dann auch noch Steuern zahlen. War nich von was zu nehmen, es war schwer, sehr sehr schwer war das. Mal hat man sich so aufjerackert, so aufjequält, es war zu schwer. Weil ich, ich hab ja auch das meiste, weil ich alle Männerarbeiten verrichtet habe. Männerarbeit ist zu schwer für Frauenperson ... Aber man mußte ja leben, man kann ja nicht trotzig sein. (Rentnerin W., 82 Jahre)

Das Schlimmste hat man hier erlebt (–) und das ist vorbei. Verstehst du mich? Und jetzt bin ich schon so, etwas schlauer, kann man sagen, mehr Erfahrung hat man. (Rentner U., 64 Jahre)

Offensichtlich sehen noch heute die Angehörigen der deutschen Minderheit in Masuren in der prinzipiellen Akzeptanz der neuen Lebensverhältnisse nach dem Krieg eine approbate Haltung, die Krise zu überwinden, und das hieß zunächst einmal, die Überlebensfähigkeit zu sichern. Die Analyse der Berichte über die damalige Zeit weist nach, daß es im wesentlichen drei unterschiedliche Krisenbewältigungsstrategien gab: schweigende Anpassung und Lernen, harte Arbeit, schließlich die Nutzung sozialer Beziehungen als Ressource.<sup>14</sup> Zweifellos waren diese drei nicht grundsätzlich trennscharf, d.h. alle drei waren erst in der Kombination hilfreich. Doch waren in Lebensläufen offensichtlich die Akzente unterschiedlich gesetzt.

### *Anpassung und Lernen*

Es fällt auf, daß gerade für Waisen,<sup>15</sup> Kinder und Jugendliche also, die in der ersten Nachkriegszeit praktisch ohne elterlichen Schutz waren und

---

<sup>14</sup> Widerstand und Verweigerung als Krisenbewältigungsstrategien dürften die psychische und materielle Lebenssituation eher noch verschlechtern haben. In diesem Zusammenhang ist darauf hinzuweisen, daß sich auch Spätaussiedler, bei denen man wohl am ehesten Einstellungen von Widerstand vermuten würde, bis zum Zeitpunkt der Ausreise keineswegs der Aneignung von Fremdheit verweigerten und etwa anlässlich heutiger Besuche in der alten Heimat in der Regel gute Polnischkenntnisse nachweisen.

<sup>15</sup> Verlässliche Zahlen über Waisenkinder in der ersten Nachkriegszeit liegen nicht vor. Doch handelt es sich offensichtlich keineswegs um eine demographische Marginalie. Zahlreiche Kinder waren als Folge der Kriegswirren ohne Eltern und Familienangehörige. Schon der Anteil jener, die durch Deportation ihre Mutter verloren hatten und deren Vater im Krieg gefallen bzw. in Kriegsgefangenschaft geraten war, dürfte erheblich gewesen sein.

den Verletzungen der neuen Verhältnisse am stärksten ausgesetzt waren, Anpassung die wichtigste Überlebensstrategie war:

Man hat sich am meisten immer angepaßt, weißt du. Schon als Kind, weißt du, wenn was immer aggressiv oder was, dann wird es immer schlimmer, verstehst mich, man hat sich immer so angepaßt ... Wenn man will, dann geht das, ne. Denn man, ich sag mal, jede Gelegenheit muß man sich anpassen. (Rentner K., 62 Jahre)

Anpassung in diesem Sinne bedeutet den völligen Verzicht auf Widerstand bzw. Widerspruch, um das Risiko im Umgang mit der bedrohlichen Lebenssituation zu mildern bzw. kalkulierbar zu machen. Allerdings ist in diesem Zusammenhang zu berücksichtigen, daß Waisenkinder, mehr noch als andere Kinder, denen die Kontinuität wenigstens eines Teiles der sozialen Beziehungen in Familie, Nachbarschaft und Dorf geblieben war, in besonderer Weise unter den Friktionen des Einbruches völlig neuer Lebenszusammenhänge zu leiden hatten. Waisenkinder waren im Normalfall praktisch über Nacht in eine andere, fremde Welt geworfen worden, fern der vertrauten Symbolwelt des Dorfes, in der Gesellschaft fremder Kinder und unter der strengen Obhut fremder Erwachsener, deren Sprache sie nicht verstanden und von denen sie wohl eher Sanktionen erfahren, wo sie Zuwendung und Anteilnahme benötigt hätten.

Interessanterweise neigen unter den Nicht-Waisen besonders Frauen zur Betonung von Anpassung als Bewältigungsstrategie. Die Hintergründe sind wohl zum einen in der frühen Traumatisierung durch Mißbrauchserlebnisse zu sehen, andererseits ist hier wohl auch eine Folge der traditionellen ländlichen Erziehung zu sehen, mit der Mädchen nach eher autoritärem Muster zu Zurückhaltung, Bescheidenheit und Gehorsam angehalten wurden. Doch sollte man nicht etwa glauben, daß Anpassung mit Willenlosigkeit identisch wäre. Ganz im Gegenteil: Bei allen ist erkennbar, daß das Elend der ersten Jahre nur mit viel psychischer Energie und dem festen Glauben an eine Besserung der persönlichen Lebensumstände überwunden werden konnte: „Wenn man will, dann geht das (...) jede Gelegenheit muß man sich anpassen.“ Hier bleibt allerdings unklar, woher diese Energiereserven genommen wurden. Vieles spricht dafür, daß es – zumindest rudimentär, aber wohl überlebenswichtig – auch in der schlimmsten Zeit jene bereits angesprochenen Möglichkeiten des temporären Rückzugs in den Trost der Einsamkeit oder in quasi-solidarische Beziehungen unter Jugendlichen gab. Im übrigen sei in diesem Zusammenhang angemerkt, daß selbst unter Waisen, die sich bei Kriegsen-

de, also früher als die meisten Erwachsenen und andere Kinder und Jugendliche, gleichsam über Nacht in einer weitgehend fremden Kultur wiederfanden, die deutsche Identität trotz des stärkeren Einflusses der Sozialisation in der polnischen Gesellschaft bis heute einen wichtigen Bestandteil des Selbstbildes ausmacht.

Stellt bereits Anpassung im hier verstandenen Sinne eine Form eher passiven Sich-Einlassens auf Fremdheit dar, auch wenn dies nur mit taktischer oder pragmatischer Intention, zudem temporär der Fall sein mag, so geht Lernen im Sinne bewußter und aktiver Aneignung von fremder Kultur deutlich darüber hinaus und setzt ein ernsthaftes Interesse voraus: Tatsächlich ist Akkulturation ohne Lernprozesse nicht vorstellbar. Ein interessantes Beispiel ist in diesem Zusammenhang die Art und Weise, in der die Kenntnisse der polnischen Sprache erworben wurden.

Natürlich gab es auf Dauer keine Chance, die Mühen des Spracherwerbs zu umgehen, auch wenn, wie heute mit Genugtuung vermerkt wird, je nach ethnischer Zusammensetzung der Dorfbevölkerung mancherorts polnische Kinder in ihrer Freizeit buchstäblich spielend eher des Deutschen mächtig waren. In der Schule herrschten allerdings andere Regeln:

Ja, in der Schule [lacht], war es, na ja, wir kamen zur polnischen Schule und keiner sprach polnisch, ne. Nur der Lehrer. Der Lehr –, und der Lehrer war der evangelische Pfarrer [lacht], und seine Frau [lacht]. Und polnische Kinder –. Na ja, da warn, die warn in der Minderheit, ja. Da warn nur ganz wenige. Und dann ging das immer so, so aufwärts, nich. Man mußte lernen. Es ging schwer, aber es mußte sein. (Landwirt A., 64 Jahre)

Aufschlußreich ist, daß – trotz der grotesken Ausgangssituation – die Notwendigkeit des Spracherwerbs offenbar grundsätzlich akzeptiert wurde. Wohl schwerer als die deutschen Kinder, die das Polnische im Unterricht erlernen konnten, hatten es naturgemäß die Erwachsenen. Allerdings bemühten auch sie sich gezielt um die neue Sprache, so eine Rentnerin, die bei Kriegsende 28 Jahre alt war: Sie kaufte sich polnische Zeitungen und versuchte mühsam, einzelne Artikel zu übersetzen. Bei diesen Anstrengungen war ihr der befreundete polnische Gemeinsekretär behilflich, der ihr vor allem bei der Bewältigung der schwierigen Aussprache und Grammatik beistand. Jedenfalls spiegelt sich in der heutigen Zweisprachigkeit der älteren Generation auch eine beachtliche kulturelle und intellektuelle Leistung, mit ihr eben auch ein individueller Beitrag zur Verbesserung der persönlichen, familialen und dörflichen Lebensverhältnisse.

Die Hinweise auf den Spracherwerb mögen hier genügen. Natürlich beschränken sich Prozesse kulturellen Lernens nicht auf den Erwerb einer fremden Sprache, sondern erfassen praktisch alle Bereiche des sozialen und kulturellen Lebens, einschließlich deren normative Orientierungen.<sup>16</sup> Auch sonst gibt es zahlreiche Hinweise darauf, daß die Deutschen durchaus erfolgreich die von den Polen und Ukrainern eingeführten neuen sozialen und kulturellen Regeln zu lernen wußten. Hierher gehört etwa der strategische Einsatz von Wodka als Medium sozialer Verständigung wie als geläufiges Zahlungsmittel,<sup>17</sup> aber selbstverständlich ebenso die Übernahme spezifischer Verkehrsformen, auch von Speisen und Essensgewohnheiten.

Tatsächlich unterscheiden sich heute die Angehörigen der deutschen Minderheit in Masuren – auch nach Beobachtungen polnischer Beobachter (Sakson, Domagała) – bezüglich ihrer kulturellen Kompetenz und sozialen Integration nicht wesentlich von ihren polnischen Nachbarn. Überhaupt drängt sich der Eindruck auf, daß die Übernahme polnischer Kultur, so von Eßgewohnheiten, Festkultur und sogar von Sprachelementen, weiter fortgeschritten ist, als dies den meisten in der älteren Generation, von der hier die Rede ist, bewußt ist.

### *Arbeit*

Jenseits ihrer ökonomischen Bedeutung gibt Arbeit der Lebenswelt ein kaum zu überschätzendes Maß an Struktur, Halt, Kontinuität und sozialer Bedeutung. Schon der zeitliche Rhythmus der Arbeit ist dazu ange-tan, das Gefühl von Sicherheit und Orientierung zu stärken. „Arbeit (...) bestimmt den Alltag nicht nur als Last und Mühe, sondern auch als Strukturierung in dem emphatischen Sinn von tätiger Aneignung der Umwelt. Da bekommt das Passive und Duldende des Alltags (...) ein aktives Moment.“<sup>18</sup> Insofern ist die enorme Bedeutung von Arbeit für die deutsche Minderheit nach dem Kriege gleichsam als Gegengewicht ge-

---

<sup>16</sup> Über den Erwerb „interaktionaler Kompetenz“ in der sprachlichen und außersprachlichen Kommunikation zwischen Angehörigen unterschiedlicher Kulturen vgl. Els Oksaar, Problematik im interkulturellen Verstehen, in: *Wie verstehen wir Fremdes? Aspekte zur Klärung von Verstehensprozessen*, hrsg. v. Petra Matusche, München 1989, S. 7-19.

<sup>17</sup> Dorfbewohner wissen davon zu berichten, daß Käufe unter Bauern üblicherweise mit einem „litkup“ Wodka besiegelt wurden (von „litr“ Liter und „kupic“ kaufen).

<sup>18</sup> Utz Jeggle, *Alltag*, in: *Grundzüge der Volkskunde*, hrsg. v. Hermann Bausinger (u.a.), 3. Aufl., Darmstadt 1993, S. 81-126, hier S. 125.

gen die desorientierenden und desintegrierenden Kräfte also überaus plausibel.

Zu harter, vor allem körperlicher, Arbeit gab es andererseits keine Alternative, wollte man überleben. Nach dem Ende der Kampfhandlungen war der Lebensmittelmarkt völlig zusammengebrochen. Auf den Höfen konnte wegen der anarchischen Verhältnisse bis zur Etablierung der polnischen Administration, aber natürlich auch, weil die männlichen Arbeitskräfte<sup>19</sup> fehlten und Zugtiere wie Geräte weitgehend geraubt waren, die Frühjahrssaat im Normalfall nicht ausgebracht werden. Die Lebensmittelreserven waren aufgebraucht oder durch Diebstahl dezimiert. In dieser prekären Situation mußten, wie bereits ausgeführt, Kinder und Jugendliche zur Sicherung der auf die wesentlichsten Grundbedürfnisse reduzierten Haushaltsökonomie ihren Beitrag leisten. Qualität und Umfang an Arbeit überstiegen dabei deutlich das schon in der deutschen Zeit übliche beachtliche Maß an Kinderarbeit: Hier ging es also nicht um das gelegentliche oder regelmäßige Einhüten der Kühe oder die Mithilfe im Haushalt, sondern praktisch um die gesamte von Erwachsenen früher verrichtete Arbeit, wobei auch die alten ländlichen Regeln geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung notgedrungen beseitigt wurden: Kinder taten die Arbeit von Erwachsenen, Mädchen jene von Männern.

An dieser Stelle soll nicht näher auf die verheerenden Folgen für die soziale und personale Identität der Kinder und Jugendlichen eingegangen werden, auf das Höchstmaß an Verhaltens- und Einstellungszumutungen, die mit den unbekannteren Rollen in Familie und Nachbarschaft verbunden waren. Wichtig ist hier vielmehr, daß in Einzelbiographien schon früh harte Arbeit zu einem festen Bestandteil des Selbstbildes von Angehörigen der deutschen Minderheit in Masuren wurde. Offenbar waren Arbeit und alle damit verbundenen Tugenden, von denen die meisten noch heute als „typisch deutsch“ wahrgenommen werden, Lebensinhalt und -ideal, das den meisten nach der Entwertung nationaler Identität, aber auch von persönlicher und kollektiver Biographie wieder Orientierung und Halt vermittelte.

Natürlich waren Fleiß, Leistung und Sparsamkeit auch schon vor dem Krieg unstrittige Tugenden der ländlichen Gesellschaft, und dies gilt eben auch für die masurische Landbevölkerung, die trotz slawischer Vorfahren unter dem Einfluß verschiedener Wellen des Nationalismus im ausgehenden 19. Jahrhundert und dann besonders zwischen den beiden Weltkrie-

---

<sup>19</sup> Männliche Arbeitskräfte waren natürlich auch schon während des gesamten Krieges rar. Die zum Militär einzogenen Männer wurden aber teilweise durch ausländische Fremdarbeiter (meist Kriegsgefangene also) ersetzt. Im übrigen war der erhöhte Einsatz weiblicher Arbeitskraft ein Teil der Kriegsökonomie.

gen immer mehr eine Identität als Deutsche angenommen hatte.<sup>20</sup> Jedenfalls war harte Arbeit ein Lebenselement, das in der ersten Nachkriegszeit nicht nur überlebenswichtig war, sondern auch zu einer gewissen Stabilität der sozialen und materiellen Lebensverhältnisse beitrug: Offensichtlich brachten die Arbeitsleistungen auf dem Felde auch soziale Anerkennung unter den neuen polnischen und dann auch ukrainischen Nachbarn ein, die eine der Voraussetzungen für die angesprochenen reziproken Beziehungen war. Deren Funktionsfähigkeit beruhte natürlich ganz wesentlich auf der Leistungsfähigkeit und Zuverlässigkeit ihrer Mitglieder, und so waren es gerade Fleiß und harte Arbeit, mit der die deutsche Minderheit nach der sozialen Ausgrenzung in ihrer eigenen Heimat allmählich wieder den Weg zurückfand in die, allerdings nun völlig veränderte, dörfliche Gesellschaft.

Und so müssen wir uns langsam, langsam, langsam, langsam hocharbeiten ... immer heher und mehr und mehr. (Landwirt R., 68 Jahre)

Ja, ich habe jetzt, hier ham wir mit dem Sohn angebaut, Stückchen, ne. Zwei Zimmer ham wir hier noch anebaut. Ja, na ja, das is ja, MAN HAT IMMER WAS JETAN! [laut] Trotzdem es so alt is, aber man hat, hat es nicht *vernachlässigt* [betont]. Man hat die Dachpfannen zurechtjemacht, was kaputt war. Man hat Fenster reingesetzt und so was. Was fehlte, hat man getan, ja. (Landwirt A., 66 Jahre)

Selbstverständlich waren Fleiß und Arbeitsamkeit keineswegs auf die Angehörigen der deutschen Minderheit beschränkt. Zumal in der Pioniersituation der Nachkriegsjahre und dann in der sozialistischen Planwirtschaft der agraren Zwangsabgaben, die die kleinen Familienbetriebe in die Kollektivierung treiben sollten,<sup>21</sup> dürfte es bezüglich der Arbeitsmoral keine wesentlichen ethnischen Unterschiede gegeben haben. Hier kommt es lediglich auf die Verdeutlichung des Umstandes an, daß Fleiß als ethnisches Stereotyp im Selbstbild wie Fremdbild von „den Deutschen“ über alle historischen wie biographischen Brüche hinweg eine eigentümliche Kontinuität erfuhr, und – im Unterschied zu anderen Tugenden oder Un-

<sup>20</sup> Zum Einfluß von preußischer Germanisierungspolitik, insbesondere von Religion, Schule und Militär, auf die ethnische Identität der masurischen Landbevölkerung vgl. Martin, Masuren (wie Anm. 2).

<sup>21</sup> Karl-Heinz Kapala, Die Landwirtschaft Polens zu Beginn der achtziger Jahre, in: Zeitschrift für Agrargeographie (1983), S. 103-143.



tugenden wie Disziplin, Gehorsam und vielleicht auch Sauberkeit – auch gelebt und anerkannt werden durfte und auf diese Weise bis heute ein wichtiges Element deutscher Identität in Masuren geblieben ist.

Interessant ist nun, daß bis heute, über 50 Jahre nach Kriegsende, in den biographischen Erzählungen masurischer Bauern gerade die Arbeitsleistung als biographische Station eine hervorragende Rolle erhält. So wird in den Interviews von der Plackerei des Anfangs, vom Aufstieg aus dem Nichts zu einem bescheidenen Wohlstand berichtet, konkret: von den ersten Anschaffungen neuer Geräte, der ersten Mähmaschine, vom ersten Pferd 1949, von der Freude über den ersten Trecker, in den letzten Jahren nach der Wende von der ersten Strohpresse, die gebraucht über Beziehungen aus dem Westen überführt wurde, von der eigenhändigen Installation einer Zentralheizung.

Prinzipiell sind es dieselben Zeichen erfolgreichen Wirtschaftens auf dem Hof wie bei Verwandten oder Bekannten in Deutschland – auch wenn natürlich immer noch weitaus mehr Arbeit eingesetzt wird als dort und die Ausstattung mit Kapital weitgehend fehlt. Dazu gehört neben dem Grad der Mechanisierung die zum Hof gehörige Nutzfläche und der bauliche Zustand des Hofes. So berichten einige Bauern von den Mühen der Instandhaltung der Hofgebäude in der sozialistischen Zeit, als nur schwierig Baustoffe zu erhalten waren, mit verhaltenem Stolz dann auch von Umbau und Anbau des Wohngebäudes gegen alle widrigen Umstände, gar von der neuen Zentralheizung, die eine erhebliche Verbesserung des Wohnstandards bedeutet und mit einigem Prestigewert verbunden ist. Nicht selten sind solche Projekte mit monetärer Hilfe von Verwandten in Deutschland realisiert worden, was aber den Stolz auf die Eigenleistung im Sinne von Sparsamkeit, Arbeitseinsatz, Entbehrung und Mobilisierung von Hilfe durch Nachbarn und Freunde keineswegs schmälern kann. Im übrigen ist es einigen deutschen Bauern durchaus gelungen, Land dazuzukaufen oder -zupachten und so die Einkommenssituation der Familie zu verbessern. Insgesamt also ist die betriebswirtschaftliche Situation der Höfe, die von Angehörigen der deutschen Minderheit geführt werden, vergleichsweise gut.

Mit Genugtuung verweisen einige Interviewpartner auf die gleichsam öffentliche Anerkennung ihrer Leistungen durch den Staat: Partei und staatliche Organe haben sich zu sozialistischer Zeit unter der Landbevölkerung nicht gerade herzlicher Zustimmung erfreut, aber die Urkunden über hervorragende Ernteleistungen wie die Zuteilung eines Schleppers werden auch heute noch als Auszeichnung verstanden.

Natürlich wurde nicht nur auf den Höfen und in der Landwirtschaft hart gearbeitet. So berichtet ein heute 62jähriger, der nach dem Krieg oh-

ne Verwandte zurückgeblieben war, von 14 Jahren Schwerstarbeit in einem schlesischen Bergwerk „unter Kriminellen und Systemgegnern“. Die unerträglichen Arbeitsbedingungen führten zu unheilbaren Gesundheitsschäden, und so wurde er bereits mit 30 Jahren als Frührentner entlassen. In Masuren erwarb er für wenig Geld ein altes, leerstehendes Haus, richtete es unter enormem Kraftaufwand praktisch allein her und vermietet heute mit einigem Erfolg an deutsche Touristen, die ihm einen wichtigen Zuverdienst zur mageren Rente bescherten. In der Rückschau findet er, daß sich Durchhaltevermögen und harte Arbeit gelohnt haben. Die demonstrative Aufbauleistung hat ihn zu einem respektierten Mitglied der polnischen Nachbarschaft gemacht, im übrigen genießt er den bescheidenen Wohlstand und den Umstand, daß in den Sommermonaten bei ihm Deutsche unterkommen, nachdem er sich lange Zeit von Verwandten, Deutschen überhaupt, im Stich gelassen fühlte.

Das Schlimmste hat man hier erlebt und das ist vorbei. Verstehst du mich? Und jetzt bin ich schon so, etwas schlauer, kann man sagen, mehr Erfahrung hat man. Und eigentlich mit allen bin ich, äh, äh, gut befreundet, kann man sagen. Die kommen alle zu mir, die wollen alles, manches wissen. (Rentner U., 64 Jahre)

Harte Arbeit als Bewältigungsstrategie hat offenbar ihren Preis: Die unmäßige, z.T. trotz fortgeschrittenen Alters noch anhaltende Beanspruchung, wenn nicht Ausbeutung, des Körpers hat deutliche gesundheitliche Spuren hinterlassen. Tatsächlich sind etwa Rheuma, chronische Magenbeschwerden und Gelenkarthritis verbreitet, und es fällt auf, daß erst bei starkem Leidensdruck bzw. Schmerzen der Arzt aufgesucht wird. Überhaupt drängt sich der Eindruck auf, daß nach den Entbehrungen und dem Elend der Nachkriegszeit persönliche Problemlagen eher trivialisiert werden, zumindest Arbeit, auch wenn die körperliche und psychische Leistungsfähigkeit erreicht und überschritten ist, eine Sache des Willens ist und aus sich selbst legitimiert ist.

### *Soziale Beziehungen als Ressource*

Nach dem Abzug der Sowjets war die deutsche Bevölkerung in Masuren bei der Bewältigung des bäuerlichen Alltags keineswegs auf sich allein gestellt. Immer wieder wird betont, daß nach der allmählichen Normalisierung der Landwirtschaft in den späten 40er Jahren, als die Regierung Zugvieh und Gerät zuteilte, die polnischen Nachbarn in die Organisation

gegenseitiger Hilfeleistung einbezogen waren und hier auch respektable Arbeit leisteten:

Na ja, einer brauchte den anderen. Wie, wie es so in der Nachbarschaft aufm Lande is, ja. Man braucht auch mal, na ja, komm du, helf mir was, oder du, helf mir was, ja ... (Landwirt A., 66 Jahre)

Er (der polnische Nachbar; U. M.) kam uns helfen, ob beim Bauen, gebaut hab –. Kam uns helfen: Er hatte keine Maschinen gehabt. Ich hab da den Grasmäher schon gehabt, ich geh auch abmähen. Er hat e Feld gehabt, ich hat e Feld, da ham wir zusammengespannt. Und ham das gemacht. Ich ging ihm helfen, er kam hier helfen dann, und ... Wir ham uns dann gut verstanden. Wir ham uns nich darum gestritten, da oder was da nich. Das liegt ja bloß alles an die Menschen ... Hier waren so viele Polen –, das ging. (Landwirt R., 68 Jahre)

Nach den ersten Jahren des offenen Konfliktes also führte die schlichte Notwendigkeit gegenseitiger Hilfeleistung, da landwirtschaftliches Gerät und Zugtiere immer noch knapp waren, Polen und Deutsche in einer Art Notgemeinschaft zusammen, die offensichtlich aber auch den Boden bereitete für zunehmende Toleranz und die Entstehung einer neuen Wirkgemeinschaft.<sup>22</sup> In vielen Fällen waren auf beiden Seiten Vorbehalte wie Ängste zu schwerwiegend für Kontakte, die über reine ökonomische Zweckrationalität hinausgingen. Doch wissen einige Interviewpartner auch von privaten Beziehungen zu Polen und (ab 1947) auch zu Ukrainern zu berichten:

Da in H. (Ort; U. M.) beim J. (Pole; U. M.) warn Hochzeiten jewesen. Warn wir jewesen beim J. zur Hochzeit. Bei uns warn Hochzeiten jewesen, noch zur Beerdigung warn die jewesen. Noch zur Hochzeit warn jewesen. Aber daß wir uns da mit dem J. auch gestritten hätten, kein mal! (Landwirt A., 66 Jahre)

Obwohl sich offensichtlich bis zur Aussiedlung der meisten Deutschen in den 60er und 70er Jahren die persönlichen Netzwerke weiterhin primär an ethnischer Zugehörigkeit orientierten, war das Bedürfnis nach Harmonie nach den schrecklichen Erfahrungen des Krieges und der ersten

---

<sup>22</sup> Fritz Schütze, Biographieforschung und narratives Interview, in: *Neue Praxis* 3 (1983), S. 283-306, hier S. 301.

Zeit danach verbreitet. Noch heute erzählen die älteren Dorfbewohner, unabhängig von ihrer ethnischen Zugehörigkeit, von den Feiern im Dorf der 50er Jahre, die neben der nachbarschaftlichen Reziprozität offenbar eine wichtige Institution sozialer Integration der heterogenen Dorfgesellschaft über ethnische Grenzen hinweg waren. Man ist sogar versucht, von einer Inszenierung interethnischer Friedfertigkeit zu sprechen, in einer Zeit, in der die Erinnerungen an die Greuel des Krieges noch frisch waren und das Mißtrauen tief saß.

Auffallend häufig wird in den Interviews betont, daß es mit den polnischen Nachbarn kaum offenen Streit gegeben habe. Der Widerspruch zu den angesprochenen Beschimpfungen scheint offensichtlich, löst sich aber weitgehend auf, wenn man berücksichtigt, daß Konflikte gerade in den ersten Jahren der Formierung des Dorfes als soziales System, auch der Klärung evidenter Interessengegensätze wie etwa von Besitzverhältnissen, praktisch unvermeidlich waren, danach aber das in ländlichen Gesellschaften übliche Maß kaum überstiegen. Im übrigen sind die Reminiszenzen an jene Zeit angesichts gerade der desintegrierenden Kräfte, die heute nach der Wende auf die Dorfgesellschaft einwirken, wohl auch nostalgisch verklärt, auch wenn in den Berichten von Deutschen der Stolz über ihre enorme Akkulturationsleistung unverkennbar ist.

In den 60er und 70er Jahren kam es zur Masssenaussiedlung des allergrößten Teiles der nach dem Zweiten Weltkrieg in Masuren zurückgebliebenen deutschen Bevölkerung. Die wenigen nunmehr verbliebenen Deutschen in dörflichen Nachbarschaften konnten seitdem nur in den seltensten Fällen auf die Nachbarschaftshilfe anderer Deutscher zurückgreifen. Die Integration in polnische und ukrainische Nachbarschaften war daher spätestens zu diesem Zeitpunkt unumgänglich, war aber infolge von polnischem Schulsystem, Mischehen und reziproker Organisation der Feldarbeit meist zuvor schon relativ weit fortgeschritten.

Natürlich sind nachbarschaftliche Beziehungen immer auch eine Ressource für die Bewältigung des dörflichen Alltags. Zumal für die Verwirklichung spezieller Vorhaben, die für die materielle Verbesserung der Lebenssituation wichtig sind, reichen die Alltagsbeziehungen in der Regel jedoch nicht aus. In der Zeit des Sozialismus waren dafür vielmehr besondere Kontakte zu den staatlichen Organen notwendig. Auch Angehörige der deutschen Minderheit nutzten durchaus erfolgreich existierende Möglichkeiten informeller Regelung bei den Behörden, so um die Ausreisegenehmigung für Verwandte nach Deutschland zu erwirken, eine Jagdlizenz zu erhalten und eine Baugenehmigung oder auch nur dringend benötigte Baustoffe zu bekommen – ein in der sozialistischen Ökonomie knapper Güter schwieriges Unterfangen:

Na, und da mußte man ja mitmachen, dann schon ... Da konnte man nich sagen, du machst das nich oder was da nich. Und das hier in jedem Land –, du mußt ja. Wenn du da wohnst und –. Und wie nachdem, wie wir gebaut, mußten bauen oder was. Und die Erste (Tochter; U. M.) war gar nich so einfach rauszubekommen (nach Deutschland; U. M.). Die ließen ja gar nich raus. Wen sie wollten bloß. Viele Menschen wollten ja, ham jahrelang –, bekamen immer abgelehnt. (Landwirt R., 68 Jahre)

Jenseits irgendwelcher moralischen Bedenken beeindruckt in gewisser Weise die erworbene kulturelle Kompetenz, mit der aktiv, manchmal auch unter Einschaltung polnischer Freunde, Chancen informeller Regelung genutzt wurden. Schließlich ist dafür die intime Kenntnis riskanter Freiheitsgrade in einem sozialen und kulturellen System von Zutrauen, Vertrauen und Zumutung vonnöten. Auch Korruption braucht, soweit sie über ethnische Grenzen stattfindet, ein gehöriges Maß an interkultureller Kompetenz. Jedenfalls weisen die wenigen hier bekannt gewordenen Fälle darauf hin, daß Angehörige der deutschen Minderheit auch auf diese Weise aktiv Gestalter ihrer Lebensumstände waren und mit dem gezielten Einsatz sozialer Beziehungen als Ressource ein administratives System zu nutzen wußten, dem sie sich – zumindest anfangs – schutzlos ausgeliefert fühlten.

### **Zusammenfassung: Selbstkonzept und Perspektiven**

Das empirische Material legt den Schluß nahe, daß die Angehörigen der deutschen Minderheit in Masuren mit verhaltener Genugtuung auf ihr Leben zurücksehen. Nach der anfänglichen Katastrophe des Zusammenbruches gewohnter Lebenswelt bei Kriegsende und der Erfahrung weitgehender Fremdbestimmung haben die meisten mit der Akkulturation in die neue dörfliche Gesellschaft zunehmend die Kontrolle über die eigenen Lebensverhältnisse erlangt. Die Zugehörigkeit zur ethnischen Gruppe der Deutschen blieb zwar lange Zeit prekär, weil sie den einzelnen exponierte und diskriminierte, auch weil sie die damals Jugendlichen und Kinder bei ungesicherter Identität in jenem Alter in Loyalitäts- und Solidaritätskonflikte stürzte, vor allem aber Verhaltensunsicherheit bescherte. Doch kann keineswegs die Rede davon sein, daß sie die neuen politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse zum willenslosen Spielball fremder Mächte gemacht hätten. Vielmehr ist es zumindest jenen Deutschen, die bis heute geblieben sind, gelungen, mit einer individuell angemessenen

Kombination von Anpassung, Arbeit und informeller Teilhabe am System staatlicher Macht Lebensläufe nach eigenen Vorstellungen zu entwerfen und zu realisieren. Die Voraussetzung für den Erfolg dieser Bewältigungsstrategien war allerdings soziales und kulturelles Lernen und die Überwindung des Rückschlages in der Sozialisation, wie sie etwa jenem von Migranten in einer fremden Kultur vergleichbar ist.

Im folgenden sollen einige Überlegungen zum heutigen Selbstkonzept der Deutschen der fraglichen älteren Generation in Masuren angestellt werden. Die ethnische Identität ist meist fraglos deutsch:<sup>23</sup>

- Ja, ich bin Deutscher, das weiß die ganze Umgebung. (Landwirt A., 66 Jahre)
- Ich bin ein Deutscher und bleibe ein Deutscher. (Landwirt R., 68 Jahre)
- Wir sind immer Deutsche. Von Deutschen ist alles gut nehmen. Aber man ist immer die Schwaben (poln. Schimpfwort für Deutsche; U. M.). (Rentnerin O., 56 Jahre)

Daß sich deutsche Identität in Masuren nicht ohne Erfahrungen mit der polnischen Mehrheitsethnie versteht, wird nicht immer so deutlich ausgesprochen wie im letzten Zitat. Tatsächlich spricht vieles dafür, daß die Verletzungen der ersten Nachkriegszeit als fester Bestandteil kollektiver Erinnerung ganz erheblich zur Festigung ethnischer Identität in der deutschen Minderheit, ähnlich unter der älteren Generation von Polen nach den Gewalterfahrungen mit Deutschen im letzten Krieg, beigetragen haben. Die kognitive Oberfläche dieser Identität sind die z.T. noch aus der deutschen Zeit tradierten ethnischen Stereotype von „den Polen“,<sup>24</sup> die

<sup>23</sup> Hier ist noch einmal darauf hinzuweisen, daß diese Aussage so generalisierend nur für jene gilt, die heute etwa 60 Jahre und älter sind, die ersten Jahre ihrer Kindheit noch unter deutschen Verhältnissen erlebt haben und sich an das Kriegsende und die ersten Nachkriegsjahre erinnern können. Schon die nächste Generation hat häufiger eine gemischte, d.h. deutsch-polnische oder, vor allem wenn aus Mischehen hervorgegangen, eher polnische Identität. Offenbar in Verweigerung deutscher und polnischer Identitätsansprüche bzw. -angebote trifft man gelegentlich aber auch auf Angehörige der (ersten) Nachkriegsgeneration, die sich selbst als „Masuren“ bezeichnen. Im Vordergrund steht dabei wohl weniger das Verständnis genealogischer Abstammung als vielmehr das Bewußtsein von der Zugehörigkeit zu einer Region mit unverwechselbarer Landschaft, Geschichte, ländlicher Kultur und Bevölkerung, zu deren Eigenart auch die in der Nachkriegszeit entstandene ethnische Mischung gehört. Zu diesem interessanten Aspekt regionaler Identität bedarf es allerdings noch eingehender empirischer Untersuchungen.

<sup>24</sup> Zu den ethnischen Stereotypen von den Polen gehören verschiedene Varianten der „polnischen Wirtschaft“; vgl. dazu Ulrich Mai, Symbolwelten in ethnisch gemischten Räumen: Empirische Befunde aus Masuren, in: *Ethnische Minoritäten in Europa und Amerika*, hrsg. v. F.-J. Kemper u. P. Gans. Berlin 1998 (Berliner Geographi-

trotz der Evidenz konfliktloser Alltagserfahrungen in fast ausschließlich aus Polen und Ukrainern bestehenden dörflichen Netzwerken weiterhin überleben.<sup>25</sup>

Das offene Bekenntnis zur Minderheit äußert sich heute aber auch in der Mitgliedschaft in den verschiedenen nach der politischen Wende wieder zugelassenen Organisationen der Deutschen, obwohl nur selten Treffen oder Veranstaltungen besucht werden. Nach den Erfahrungen der Diskriminierung als Deutsche, gleichzeitig der öffentlichen Verweigerung des Rechtes auf den Gebrauch ethnischer Symbole, reicht den meisten offenbar die formale Mitgliedschaft als Symbol sozialer Zugehörigkeit. Ähnliche Bedeutung dürfte auch die Pflege genealogischer Symbole haben, die auf die deutsche Abstammung verweisen, so die Gräber der Vorfahren, der vom Großvater gepflanzte Birnbaum („daran wird sich keiner vergreifen“), obwohl er kaum noch eine Ernte abwirft, die gestickten Küchensprüche aus alter Zeit, natürlich die alten, vergilbten Familienphotos im Wohnzimmer und die mythischen Erzählungen von den Vorfahren als Helden alter deutscher Tugenden, der Arbeit, der Ehrlichkeit, Bescheidenheit und Großzügigkeit. In nicht wenigen Fällen, in denen Einzelheiten familialer Herkunft von damaligen Waisen wegen der Wirren des Kriegsendes unklar sind, werden Bekannte und Freunde aus Deutschland gebeten, sich von dort aus um die Beschaffung von Abstammungsurkunden und Familiendokumenten über amtliche Melderegister und Archive zu bemühen – auch dies ein wichtiges Symbol ethnischer Zugehörigkeit und Identität.<sup>26</sup>

---

sche Arbeiten. 86), S. 119-132. – Zur Geschichte des Stereotyps von der „polnischen Wirtschaft“ vgl. besonders Hubert Orłowski, „Polnische Wirtschaft“ – Karriere eines Stereotyps, in: Vorurteile zwischen Deutschen und Polen. Materialien des deutsch-polnischen wissenschaftlichen Symposiums, 9.–11. Dez. 1992, hrsg. v. Franciszek Gruzca. Warschau 1994, S. 92-106; zum Selbst- und Fremdbild aus sprachwissenschaftlicher Sicht vgl. Marek Czyzewski, Martina Drescher (u.a.), Selbst- und Fremdbilder im Gespräch. Theoretische und methodologische Aspekte, in: Nationale Selbst- und Fremdbilder im Gespräch. Kommunikative Prozesse nach der Wiedervereinigung Deutschlands und dem Systemwandel in Ostmitteleuropa, hrsg. v. Marek Czyzewski, Elisabeth Gülich (u.a.). Opladen 1995, S. 11-81.

<sup>25</sup> Der scheinbare Widerspruch von ethnischen Stereotypen als Teil sozialer Einstellung und konfliktlosen interethnischen Beziehungen im Alltag ist allerdings in der wissenschaftlichen Literatur geläufig: vgl. Friedrich Heckmann, *Ethnische Minderheiten, Volk und Nation: Soziologie inter-ethnischer Beziehungen*. Stuttgart 1992, S. 126 ff.

<sup>26</sup> Eine besondere Rolle spielte in diesem Zusammenhang, gerade in Masuren, der hartnäckige Versuch des polnischen Staates, die Einheimischen als Nachfahren zwangsgermanisierter Polen zu definieren, ihnen jedenfalls eine wie auch immer geartete Zugehörigkeit zur deutschen Ethnie und Kultur zu verwehren. Dies geschah besonders drastisch in vielen Fällen der sog. Verifikation, in denen Einheimische gegen ihre Überzeugung durch einen formalen Akt die polnische Staatsangehörig-

Nostalgische Orientierung liegt sicherlich auch der Genugtuung zugrunde, mit der die touristischen Besucher aus Deutschland während der Sommermonate registriert werden. Nicht wenige von ihnen sind ehemalige Dorfbewohner, und die Wiedersehensfreude ist groß. Obwohl in Gesprächen immer wieder Verständnis für die Aussiedlung in den 60er und 70er Jahren geäußert wird, bestätigt vielen das offensichtliche Heimweh der Besucher doch hinreichend die lange Zeit fragliche Richtigkeit der damaligen Entscheidung zu bleiben („Heimat ist Heimat“) – gegen die allgemeine, nahezu hysterische Aufbruchstimmung jener Zeit. Die romantisch-nostalgischen Perspektiven von Besuchern und Zurückgebliebenen verbünden sich gleichsam und stärken so das irrationale Element von Ethnizität.

Eher rational ist dagegen der Charakter ethnischer Zugehörigkeit als Ressource, d.h. als symbolisches Kapital. Im Normalfall haben Angehörige der deutschen Minderheit in Masuren Verwandte und Bekannte in Deutschland, die auf vielerlei Weise nützlich sein können, so bei der Beschaffung von Arbeit, von Krediten, Gebrauchtwagen, landwirtschaftlichen Maschinen, Ersatzteilen etc. Zweifellos also erweist sich heute die ethnische Zugehörigkeit der Deutschen als materielles Privileg unter den polnischen und ukrainischen Mitbewohnern, das mit der Vergabe eines deutschen Passes durch deutsche Konsulate bzw. die Botschaft, übrigens auch an die jüngere Generation im arbeitsfähigen Alter, auch noch offiziell bestätigt wird.

Insgesamt also wäre eine Stabilisierung der materiellen und psychischen Lebenssituation der Deutschen in Masuren zu vermerken, gäbe es nicht unsichere Perspektiven für die Zukunft. Auf einigen Höfen wirtschafteten deutsche Vorfahren seit vielen Generationen, in einem Fall heute in der 14. Generation. Nun aber stehen Änderungen an: nicht nur wegen der zu erwartenden ökonomischen Auswirkungen eines polnischen EU-Beitritts, nach dem die kleinen Familienbetriebe kaum noch realistische Überlebenschancen haben, sondern auch, weil der Hoferbe bzw. die -erbin im Normalfall einen polnischen Partner hat, dem – verständlicherweise – der Sinn für die Fortführung der Familientradition fehlt und der un-

---

keit bekamen. In diesem sehr ungleichen Diskurs um Ethnizität, in dem ja gerade Genealogie eines der zentralen ideologischen Argumente des polnischen Staates war und der für die betroffenen Individuen wegen der erlittenen Verletzungen heute keineswegs beendet ist, werden deshalb gerade deutsche Abstammungsurkunden und Taufscheine als gleichsam empirischer Beleg unstrittiger ethnischer Zugehörigkeit wahrgenommen, in gewisser Weise, gerade im Blick auf die Verifikation, zudem als Annullierung eines historischen Ereignisses, das bis heute als besonders ungerrecht empfunden wird. Auch wenn solche Dokumente keinerlei rechtliche Bedeutung haben, ist auch hier ihr subjektiver symbolischer Wert erheblich.



ter den neuen, schwierigen ökonomischen Verhältnissen wohl eher die Verwirklichung beruflicher Pläne in der Stadt anstrebt.

Für die älteren Angehörigen der deutschen Minderheit ist diese Perspektive eher deprimierend, deutet sich hier doch an, daß trotz erfolgreicher Krisenbewältigung in der Nachkriegszeit und trotz des Ausharrens in der Heimat gegen den Strom der Zeit die Sicherung der Höfe für die Nachkommen ungeklärt ist, daß zudem die alten Bewältigungsstrategien, eben auch harte Arbeit, sich als untauglich für die Erhaltung des Familienerbes erweisen werden. Dabei ist natürlich kein Trost, daß diese Perspektive kein Spezifikum der deutschen Minderheit ist, vielmehr die neuen ökonomischen Verhältnisse mit erhöhtem Flächen- und Kapitalbedarf berechenbar alle Familienhöfe, ohne Rücksicht auf die ethnische Herkunft ihrer Eigentümer, mit derselben ruinösen Wucht treffen werden.